



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

B., B.: Geselliges Leben in Athen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Gefelliges Leben in Athen.

Die attische Küste. — Der Piräus. — Französische Moden in Griechenland. — Fiaker in Athen. — Altathen und Neuathen. — Die Ruinen. — Perikles und die jetzige Regierung. — Malaria. — Die Gesellschaft. — Gefellige und politische Spaltungen. — Die Parteien in Griechenland. — Der König und die Königin. — Ein Ball auf dem Inflexible.

Es ist ein Unglück, Athen gesehen zu haben. Athen ist einer jener Namen voll Zauberkraft, die Bilder in uns hervorrufen, gegen welche die Wirklichkeit weit zurückbleibt und selbst lächerlich wird. Nur die Phantasie ist im Stande, eine würdige Schaubühne für die Ereignisse, welche dieser Name vor unsere Seele treten läßt, darzustellen. Und wie plötzlich sinkt nun diese Schöpfung vor der unerbittlichen Wahrheit zusammen. Alle Jugendträume entfliehen vor dem Anblick der jetzigen Hauptstadt Griechenlands, und vergebens versucht der Geist, für die Erinnerungen der Vergangenheit einen würdigen Rahmen in der Wirklichkeit zu finden.

Das österreichische Paquetboot, auf dem ich mich am Abend vorher eingeschifft hatte, kam eine Stunde vor Sonnenaufgang Angesichts der Küsten von Attika an. Der Frühlingmorgen war von einer bewundernswürdigen Reinheit. Ueber uns erloschen die Sterne einer nach dem andern und der weiße Schimmer des nahenden Tages erhellte den Horizont. Das Schiff, von einem frischen Winde getrieben, glitt schnell über das spiegelglatte Meer dahin. Die meisten Passagiere schliefen noch und das Verdeck war fast ganz verlassen. Nur fünf bis sechs Griechen, in ihre Mäntel gehüllt,

lehnten sich über das Geländer und sahen schweigend die fernen Berge ihres Vaterlandes aus dem Meere steigen. Vor uns die felsigen Küsten, von einem leichten Dunst verhüllt, in einer langen blauen Reihe, deren anfangs dämmernde Umrisse immer schärfer wurden, wie hinter ihnen die Sonne in die Höhe stieg. Die Felsen trugen weder den Charakter der Civilisation noch der Wildheit; ohne Verwirrung, ohne Zerklüftung stiegen sie, eine Reihe hinter der andern, in schön geschwungenen Linien sich hinstreckend, in die Höhe, nach der Entfernung mehr oder minder dunkel gefärbt. Die Natur scheint die Formen dieses Landes, welches sie zur Wiege der Künste bestimmte, mit Liebe gebildet zu haben. Und doch, wenn man sich den griechischen Küsten nähert, fühlt man nicht, wie Angesichts vom Strande Italiens, sein Herz von Begeisterung und Bewunderung schlagen. Wenn man den nackten Strand, die öden Berge Attikas, denen die Zeit und die Menschen Nichts gelassen haben, als die schönen Formen, erblickt, fühlt man sich von einer unerklärlichen Traurigkeit ergriffen, welche uns auch fast durch den ganzen Pelopones begleitet, ohne daß wir uns davon Rechenschaft geben können.

Das Fahrzeug näherte sich immer mehr der Küste, und schon konnten unsere Augen alle ihre Einbiegungen unterscheiden. Zu unserer Linken öffnete sich die Felsenkette plötzlich, und in dem Hintergrund dieser Oeffnung erblickten wir eine amphitheatralische Ebene, noch verhüllt von dem Morgendunst. Eine kahle, schroffe Höhe, von fern fast wie ein ungeheurer Thurm aussehend, stieg mitten aus dieser Ebene und dem Nebel empor. In diesem Thal lag Athen; diese Höhe war die Akropolis. Der Himmel wurde immer heller; die im Westen liegenden Berge wurden von einem rothigen Licht überflogen, als wären sie mit einem Teppich blühenden Gaidedrauts bedeckt; und bald erschien die Sonne in ihrem vollen Glanze. Eine Stunde später umfuhr das Paquetboot ein kleines Vorgebirge und wir befanden uns in einem runden Bassin: es war der Piräus.

Der Piräus ist von einer Reihe weißer Häuser mit rothen Dächern und grünen Jalousien umgeben. Die Quais sind mit Quadersteinen eingefast und gut gebaut. Sie waren wenig belebt, und die ersten Menschen, die ich in diesem Lande großer Erinnerungen erblickte, waren — ich werde es nie vergessen — zwei schwarzgekleidete Herren, welche zwei Damen mit Rosahüten führten. In

dem Hafen befanden sich sieben oder acht Fahrzeuge. Ein französisches Kriegsschiff, l'Inflexible, eine englische Fregatte und eine russische Corvette nahmen die eine Seite ein. Ein abgetakeltes Dampfschiff war das einzige Fahrzeug im Hafen, welches die griechische Flagge trug. Dieses Schiff ohne Masten, ohne Masten und ohne Tauwerk — welch' ein trauriger Anblick jenen schönen Fahrzeugen gegenüber, die sich stolz im Winde schaukelten. Ist es nicht das Bild des unglücklichen Griechenlands, welches nur unter dem Schatten der drei Großmächte lebt, deren Flaggen ich hier wehen sah?

Kaum lagen wir vor Anker, so umringten uns auch schon mehrere Boote. Die Leute, die darin waren, gingen alle in französischer Tracht, und bald tönten uns französische Worte von allen Seiten auf einmal entgegen — Monsieur! l'hôtel des Voyageurs, l'hôtel de France! la Pension Suisse! — Man glaubte sich in dem Bureau der Messageries royales in Paris zu befinden. Einer dieser Leute bemächtigte sich meines Gepäcks und meiner Person, und brachte uns an das Land. In dem Augenblick, wo ich mit einem gewissen feierlichen Gefühl den Fuß auf die Quadern des Quais setzte, trat ein Grieche, mit dem rothen Fes auf dem Kopfe, auf mich zu und redete mich in einer Sprache an, von der ich kein Wort verstand. Ich frug meinen Führer, was der Mann von mir wolle: es war ein Zollbeamter. Ich gab ihm einige Sous und er ging seiner Wege. — Wie gelangen wir nach Athen? fragte ich meinen Cicrone, zu Pferd, auf dem Maulthier oder auf einem Kameel? Der Führer lachte. Wir haben keine Kameele im Piräus, sagte er mit etwas spöttischer Miene, ich werde einen Fiaker suchen. Und siehe da, es kam wirklich ein Fiaker, ein Fiaker mit einer Nummer, mit rothem unechtem Sammet ausge schlagen und mit zwei abgetriebenen Mähren bespannt. Wir schlugen den Weg nach Athen ein. Dieser glatte, staubige Weg zeigt sich dem Blick wie ein langes weißes Band; er führt durch eine öde, unangebaute Ebene, deren Vegetation schon im Mai verwelkt ist. Eine Gruppe Olivenbäume auf der Hälfte des Wegs ist die einzige Abwechslung, die das Auge auf dieser dürrn, fahlen Haide findet.

Der Führer hatte neben dem Kutscher Platz genommen. Ich bestürmte ihn mit Fragen. — Was ist das da? frug ich, auf einen ausgetrockneten Graben neben dem Wege zeigend. — Das ist der

Cephisus, antwortete er ruhig. — Und der große Berg dort zur Linken? — Der Pentelikos. — Und das dort vor uns? — Der Hymettus. — Der Hymettus! rief ich unwillkürlich, der Hymettus, aus dem Fenster eines Fiakers gesehen! — In dem Olivenwäldchen angekommen, hielt der Kutscher, wie es Brauch ist, vor einer Schenkbude an, um die Pferde zu tränken. Die Außenwände der Bude schmückten schlechtcolorirte Bilder — nicht aus dem griechischen Freiheitskampfe — Napoleon zu Austerlitz, die Schlacht von Eylau, Murat in der Schlacht bei den Pyramiden, Poniatowsky's Tod. Sobald man die letzten Delbäume hinter sich hat, verändert sich das Schauspiel. In der Mitte einer kahlen, von blendendem, heißem Sonnenschein erleuchteten Ebene, auf allen Seiten von Bergen umgeben, erblickt man durch eine Staubwolke hindurch eine kleine weiße Stadt, die sich um einen schroffen Felsen drängt. Der Gipfel dieses Felsens ist mit einer Mauer gekrönt, über die sich der altersbraune Giebel eines Tempels erhebt. Dieser Tempel ist das Parthenon; die kleine Stadt Athen. In der ganzen Welt gibt es vielleicht keine Landschaft, deren Anblick schwermüthiger machte.

Selbst wenn man die Vergangenheit vergißt, seufzt man unwillkürlich bei dem Anblick dieser weiten, schweigenden Ebene, dieser kahlen Berge, dieser neuen Stadt, welche sich mitten unter diesen morschen Ruinen dem Auge verletzend aufdrängt. Man fragt sich mit Staunen, ob dies wirklich die Stadt des Perikles sein könne. Wenn der Führer den Namen Athen ausgesprochen hat, zweifelt man immer noch, bis die öde Haide ringsum uns die Campagne von Rom in's Gedächtniß ruft. Dann erinnert man sich, daß Jahrhunderte vergangen sind, und daß die Hand Gottes schwer auf diesen zwei Städten gelegen hat.

Die ersten Häuser stehen zerstreut und haben keinen ausgesprochenen Styl. Ihre Wände sind fast weiß, ihre Dächer fast roth. Eine gerade, ziemlich breite, ungepflasterte Straße, zu beiden Seiten von ärmlichen Läden mit meistens französischen Schilden eingefast, durchschneidet die Stadt in ihrer größten Länge. Fünf oder sechs weniger breite und lange Straßen, verlassen und eben so voller Staub, durchschneiden die Hauptstraße im rechten Winkel. Das ist Athen! Die Vorübergehenden tragen alle fränkische Tracht; in großen Zwischenräumen nur sieht man einen Palikaren, anspruchsvoll

in der weißen Justanelle, der gold- und silbergestickten Jacke und mit einem Strohhut auf dem Kopfe daherschreiten. Die fast leblosen Straßen haben eine ärmliche Alltagsphysiognomie, in der man vergebens etwas Fremdartiges, Orientalisches sucht. Ein einziger langer und dürerer Palmbaum erhebt sich in der Mitte der Hauptstraße, und wenn man ihn in der durchsichtigen, klaren Luft schwanke sieht, erinnert man sich erst, daß man in Griechenland ist. Tritt man dann in ein französisches Hotel, so ist die grausamste Enttäuschung, die je ein Reisender gehabt, vollkommen.

Man täuscht sich, wenn man denkt, die ehrwürdigen Reste des Alterthums gereichten der jetzigen Stadt zur Zierde. Sie sind für das moderne Athen nicht vorhanden. Die schwarzen Mauern der Akropolis verbergen die Schätze, die sie umschließen, dem Auge. Man muß eine kleine Reise machen, um die Werke des Pheidias zu sehen. Der Theseustempel liegt neben der Straße nach dem Piräus, in der Nähe der ersten Häuser; der des olympischen Zeus ist auf der entgegengesetzten Seite außerhalb der Stadtmauern. In den Straßen sieht man keine Inschrift, kein Skulpturbruchstück: Alles ist bis zur Verzweiflung neu. Ich will hier keine neue Beschreibung der Ruinen Athens geben, denn alle Welt kennt sie ja, aber ich muß gestehen, mein erstes Gefühl bei ihrem Anblick war nicht Bewunderung, sondern Erstaunen. Im ersten Augenblick, vorzüglich wenn man von Italien kommt, steht man wie verblüfft da über die außerordentliche Kleinheit dieser Denkmäler: der Theseustempel ist nicht größer, als der Triumphbogen auf dem Carrousselplatze in Paris, das Parthenon noch etwas kleiner, als die Madeleinekirche. Vergebens sucht man den goldigen Glanz der Ruinen, der im Munde aller Reisenden ist. Der Himmel hat die Ruinen Athens nicht vergoldet, sondern gebräunt. Die Seite der Säulen, welche seit Jahrhunderten dem heißen Strahl der Sonne ausgesetzt gewesen ist, hat eine harte dunkelbraune Farbe angenommen, während die entgegengesetzte Seite noch ganz ihre ursprüngliche Weiße hat. Der schroffe Contrast dieser beiden Farben verletzt das Auge und schadet der Weichheit der Contouren. Einige scheinbar sehr unbedeutende Kleinigkeiten stören ebenfalls die gute Stimmung des Reisenden. Man kann nicht ohne Erlaubniß die Akropolis besteigen. Wenn man bei Schaffhausen, um den Rheinfall zu sehen, eine Klingel ziehen muß,

so hat man in Athen mit dem Portier zu sprechen, um das Parthenon zu sehen. Freilich ist diese Vorsichtsmaßregel nothwendig, denn die Landsleute des Lord Elgin entblöden sich in keinem Lande, mit ihren Stöcken die Köpfe oder Finger von Statuetten abzuschlagen, um sich ein Andenken mitzunehmen. Der Boden der Akropolis ist allerwärts mit Marmortrümmern und regelmäßig zusammengesetzten Steinhäufen bedeckt. Arbeiterbuden stehen hier und da, Hammerschläge ertönen, der bairische Führer kauderwälscht — Nichts als Zerstreung und Lärm. Im Jahre vorher hatte man ein großes Gerüste um die Säulen des Tempels aufgerichtet, um den Tempel zu restauriren, ein jedenfalls sehr lobenswerthes Vorhaben. Wenn man aber von der Höhe der Akropolis auf das casernenartige, mit Marmorplatten verkleidete Gebäude blickt, welches man den neuen Palast nennt, muß man unwillkürlich zusammenschauern bei dem Gedanken, die Wiederherstellung des Parthenon könne denselben Händen anvertraut sein, welche dies anspruchsvolle Gebäude ausführten.

Als Perikles Athen zur Hauptstadt der Künste gemacht, hatte er auch seinem Handel eine große Ausdehnung gegeben. Wie heute noch war auch damals der Boden Attikas weit entfernt, seiner Bevölkerung die Bedürfnisse des Lebens in ausreichender Menge darzubieten. Die Bewohner hatten keine Wolle, keine Pferde, kein Eisen, kein Bauholz. Eine bedeutende Menge Getreide wurde von Sicilien, von Aegypten, von dem taurischen Chersones und von Macedonien eingeführt, und die Einkünfte des Staates reichten kaum hin, diese Einfuhr zu bezahlen. Die Athener riefen die Kunst zu Hilfe. Das Kupfer von Delos, das Gold von Lybien, das Elfenbein von Lybien wurde unter ihren Händen zu Quellen unerschöpflicher Reichtümer. Die Fabriken der Stadt des Perikles hatten bald einen Ruhm ohnegleichen. Von allen Seiten strömten die Handelsleute nach dem Piräus, um dort die Erzeugnisse ihrer Länder gegen die Kunstwerke und die Waffen Athens auszutauschen. Man warf Perikles seine Verschwendung vor, und in der That können die von Pheidias erbauten Tempel nicht weniger als 4000 Talente gekostet haben, die dreifachen Einkünfte des Staates. Aber in wenigen Jahren war der Wohlstand der Stadt fest begründet, und der Reichtum der Athener übertraf den der Karthager, der Phönizier, der Griechen in Kleinasien, in Samos, Rhodus und Syrakus.

Die gegenwärtige Regierung ist darin Perikles nicht gefolgt. Als sie begründet wurde, war Athen nicht mehr vorhanden, und indem sie die neue Hauptstadt auf den Trümmern der alten gründete, vergaß sie die Wendung der Zeiten und ihr eignes Interesse. Griechenland hat seine Auferstehung gefeiert, rief man damals; und das Auferstandene muß unverlezt in seiner alten Gestalt und mit seinem alten Namen wiederkehren. Aber in unseren Zeiten entstehen Städte wie Athen nicht wieder in ihrer alten Gestalt, und ihr alter Name schadet ihnen nur. Die Hilfsmittel des jungen Königreiches waren zu schwach, um eine Stadt gründen zu können, die der Ruinen, der Erinnerungen und des Namens Athen würdig gewesen wäre. Aber indem man dem einmal gefassten Plane folgte, hat man Nichts gewonnen und Viel verloren. Die Denkmäler der Vergangenheit machen die neuen Bauwerke lächerlich, kleinlich, und die neuen Häuser schaden der Wirkung der Ruinen. Noch ein weit ernsterer Beweggrund hätte die Ausführung dieser unglückseligen Idee verhindern sollen. Seit Perikles Zeiten ist der Boden Attikas nicht fruchtbarer geworden, und der Athenienser hat verlernt, die Kunst zu üben. Die Griechen sind nicht mehr wie früher kunstreiche Handwerker, aber sie sind geschickte Seeleute, und der Handel hat Hoffnung auf eine schöne Blüthe. Die Hauptstadt sollte der Mittelpunkt alles Verkehrs sein, aber sie liegt ganz außer dessen Bereiche. Athen wird und kann nie eine Handelsstadt werden. Die große Entfernung des Piräus von der Stadt wird immer ein großes Verkehrshinderniß bleiben, wogegen Syra den ganzen Handel des Archipels an sich zieht. Dieser kahle Fels gewinnt jährlich an Wichtigkeit. Der Hafen von Syra ist zudem der Vereinigungspunkt der französischen und österreichischen Dampfschiffahrtlinien der ganzen Levante, seine Bevölkerung hat sich seit acht Jahren verdreifacht, und sie nimmt noch täglich in steigender Progression zu. Wenn die neue Hauptstadt im Piräus oder auf dem Isthmus von Korinth angelegt worden wäre, so würde sie jedenfalls der Mittelpunkt des Verkehrs geworden sein, der sich jetzt nach Syra und Patras gezogen hat.

Die Griechen wünschten angelegentlichst, eine dieser beiden Städte gewählt zu sehen; denn dies seefahrende Volk mußte eine Hafenstadt zum Mittelpunkt seiner Regierung wünschen, und wenn man den Wunsch des Volkes befolgt hätte, wäre die Hauptstadt

Griechenlands vielleicht jetzt nach Konstantinopel die bedeutendste Stadt des Orients. So aber besteht Athen, abgelegen von allen bedeutenden Verkehrsstraßen und verlassen von dem thätigen Theile der Bevölkerung, nur kümmerlich. Alles Nothwendige fehlt oder ist, wenn es zu haben ist, übermäßig theuer. Für den Fremden sind die schlechten Gasthäuser der Hauptstadt Griechenlands theurer, als die besten Hotels in London. In der Tiefe eines Thales gelegen und von allen Seiten von Bergen umgeben, ist Athen leider den Nordostwinden, welche die Atmosphäre Griechenlands reinigen, und den Seewinden, welche die brennende Hitze des Klimas ein wenig mäßigen, ganz abgesperrt. So wird die Stadt während dreier Monate des Jahres fast unbewohnbar. In der heißen Jahreszeit verlassen die fremden Diplomaten und die Aristokraten Athen und suchen im Piräus oder in der entferntern Umgegend eine gesündere Luft auf. Die Villen in der Nähe Athens sind in der Regel klein, und bieten nur wenig Schatten wegen des durchgängigen Mangels an Bäumen. Auch sonst sind sie durch Bauart und Glanz wenig merkwürdig.

Auch die Umgegend Athens ist nicht gesund, wie überhaupt das Klima Griechenlands. Die Malaria herrscht während des Sommers, vorzüglich in den feuchten Gegenden, wo der Eleander wächst. Diese so schöne Pflanze ist eine sichere Anzeige der Ungesundheit der Gegend, wo sie wächst. Die Eingebornen leiden weniger an den Nachtheilen des Klimas, aber die Fremden fallen denselben oft als Opfer. Der Reisende muß alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergreifen, sich gegen die leisesten Wechsel der Temperatur schützen, vor Allem aber sich hüten, auf der bloßen Erde zu schlafen und nur im Geringssten diätetisch auszuscheiden. Die geringfügigste Erkältung (und es ist schwer, sich davor in einem Lande zu schützen, wo die Sonne wie Feuer und der Wind wie Eis ist) zieht fast immer ein Fieber nach sich, das immer sehr gefährlich und häufig tödtlich ist. So wie man sich krank fühlt, ist das Beste, sogleich abzureisen. Man gehe nach Konstantinopel oder nach Italien, das ist gleich, nur verlasse man Griechenland. Der Luftwechsel ist viel heilsamer als die Chinarinde; zuweilen auch ist die heimatliche Luft ein Specificum, in andern Fällen aber widersteht die Krankheit allen Heilmitteln. Man weiß, wie die französische Armee während der Expedi-

tion nach Morea durch Krankheiten decimirt worden ist und es gibt Offiziere, die jetzt, nach funfzehn Jahren, noch an dem Fieber leiden, welches sie mit in ihr Vaterland zurückgebracht haben.

Man sieht, wie vortheilhaft es gewesen wäre, die neue Hauptstadt Griechenlands an den Ufern des Meeres anzulegen. Alles hätte dabei gewonnen, die Gesundheit, die Lebendigkeit, der Wohlstand und die Schönheit der Stadt, der Handel und selbst die Kunst, denn die Trümmer des alten Hellas hätten in der schweigenden Debe der alten Stadt eine würdevollere und erhabenerer Umgebung als jetzt gehabt. Leider fand sich der König von Baiern durch andere Rücksichten bewogen, diese Umstände nicht zu berücksichtigen. Er wünschte die neue Hauptstadt auf der Stelle der ruhmreichsten Stadt des alten Griechenlands gebaut zu sehen. Hingerissen von seinem Kunstenthusiasmus verlor er den Umstand aus dem Auge, daß ein so junger Staat nicht die Mittel habe, in seiner Hauptstadt alle Kunstgenüsse zu sammeln, wie Hadrian sich in seiner Villa mit allem Schönen umgab, was er auf seinen Reisen gesehen. In einem Staate mit größern Mitteln läßt sich allerdings eher etwas für die Kunst thun. So erzählte man mir in München, daß der König, um seine Liebe zu den schönen Künsten befriedigen zu können, ohne das Land zu überlasten, den Aemterluxus bei vorkommenden Fällen weise zu beschränken wisse, so daß der Ueberfluß bei den einzelnen Departements dazu benutzt ward, das Land mit schönen Denkmälern zu schmücken. Vorzugsweise gestattet das Kriegsdepartement bei den langjährigen und gesicherten Frieden derartige Ersparnisse. Vor einigen Jahren starb ein General; die ohnedies überzählige Stelle wurde nicht wieder besetzt und Baiern zählte zwar in seinem Staatskalender einen hohen Offizier weniger, gewann aber dadurch eine Statue. Kein Unbefangener wird diese Verfahrungsweise tadeln. Die Armee geht aus Mangel an einem Offizier nicht zu Grunde; die Landesgrenzen bleiben deswegen so gesichert wie früher und München wird von Tag zu Tag schöner. In Griechenland hat man dieses System nicht angenommen, sondern einen ohnedies armseligen Schatz erschöpft, indem man eine unnütze Armee mit Aufwand unterhielt und zu gleicher Zeit kostbare und geschmacklose Gebäude aufführte.

Schon am Tage meiner Ankunft erhielt ich als Antwort auf

einen Empfehlungsbrief, den ich am Morgen abgeschickt hatte, eine Einladung zum Ball auf denselben Abend. Diese Einladung machte mir große Freude, denn sie gab meiner Neugierde neue Nahrung. Freilich glich die bescheidene Residenz des Königs Otto in Nichts jenem herrlichen Athen, dessen Bild so oft meine Phantasie beschäftigt hatte, aber würde ich nicht an seinen Bewohnern neue, mir noch unbekannt Sitten studiren können? Diese Hoffnung tröstete mich und ich eilte auf den Ball in der Erwartung, daß mich die Menschen für die Steine entschädigen würden. Ein Flaker brachte mich zu dem Hause des Festes. Als ich in die erleuchtete Vorhalle eintrat, nahm mir ein Bedienter in Staatslivree den Mantel ab, ein zweiter Bedienter öffnete mir die Thür eines im französischen Geschmack ganz hübsch möblirten Salons und meldete mich an. Die Gesellschaft war schon vollzählig. Die Männer, alle einformig schwarz gekleidet, standen in der Mitte; die Damen, in Pariser Modetracht, saßen auf den Divans längs der Wände des Salons. Als ich mich von dem ersten Erstaunen und der Befangenheit, die wir immer bei dem Eintritt in eine Gesellschaft fühlen, in der wir uns ganz fremd glauben, frei gemacht hatte und die Gesichter der Anwesenden mit größerer Aufmerksamkeit musterte, war ich ganz betroffen. Ich kannte sie fast Alle. Diese Gestalten hatte ich schon hundertmal gesehen; wo, wußte ich im Anfang nicht; aber nach und nach wurden meine Erinnerungen klarer, und ich erkannte einen Diplomaten, den ich oft in Paris gesehen, dann einen Seeoffizier und bald auch einige junge Griechen, welche in Frankreich erzogen worden waren und mit mir auf einem College studirt hatten. Unter den Frauen war vielleicht nicht eine einzige, die nicht wenigstens einen Winter in Paris gelebt hatte. An ihrer Toilette war Nichts auszusagen; denn jede Woche kommen die neuesten Moden im Piräus an. Um einen Begriff vom zarten Geschmack der eleganten Welt in Athen zu geben, erwähne ich hier, daß zugleich mit mir eine Dame der *Chaussée-d'Antin*, deren Schönheit mit Recht in Paris berühmt ist, in Griechenland war; sie war nur deswegen nach der Levante gereist, um Einkäufe in neuen Stoffen zu machen, und zu lernen, wie man den *Taktikos* von Smyrna tragen müsse. Am ersten Tage hatte ihre Ankunft die ganze weibliche Welt in Bewegung gesetzt; am Abend hatte man sich schon mehr gesammelt, man fand die

Bänder der Löwin verschossen, und ihre Toilette von schlechtem Geschmack. Der Ball wurde nach und nach belebter. Es wurden Straußische Walzer getanz. Die Soirée war ganz hübsch, doch fehlte ihr alle locale Färbung. In den Orient erinnerte Nichts; man hörte nur französisch sprechen, und wenn man plötzlich aus einem Pariser Salon in diese Gesellschaft versetzt worden wäre, hätte man den Unterschied gewiß nicht bemerkt.

Die feine Welt Athens ist zuvorkommend gegen Fremde und voller Abwechslung in ihren Vergnügungen. Im Winter wie im Frühjahr folgen Bälle, Festins und Diners ohne Unterbrechung auf einander. Eine mäßigen Ansprüchen genügende italienische Truppe, die nach dem Beispiele der Pariser das Jahr in zwei Hälften theilt, kommt im Herbst nach der Hauptstadt Griechenlands, nachdem sie im Sommer den Beifall der Kunstverständigen Smyrnas eingeerntet hat. Landpartien, Picknicks im Freien, Spazierfahrten nach Megina und Eleusis treten im Sommer an die Stelle der lärmendern Freuden des Carnivals. Die Gesellschaftskreise sind nicht zahlreich; alle Welt kennt sich und man hat in Athen einen Genuß, der großen Städten fast unbekannt ist, Vertrautheit mit aller Welt. Dies hat gewiß seine großen Annehmlichkeiten, aber auch einige Mängel. Das beständige Zusammenleben von Personen, deren Vermögen und Lebensstellung sehr verschieden ist, verursacht eine Menge kleiner Reibungen, die sich leicht entdecken lassen, wenn sie sich auch nicht selbst verrathen. In Athen sind die Häuser wie in allen kleinen Städten gewissermaßen durchsichtig. Das Leben eines Jeden ist bis auf die geringfügigste Einzelheit bekannt, und da es an Gegenständen der Unterhaltung fehlt, beschäftigt man sich viel mit seinen Nachbarn. Die Lässigkeit der Sitten gibt der Medisance einen neuen Reiz; kein Wunder; auch ist die Chronik der atheniensischen Salons sehr pikant und man lernt sie am ersten Tage durch und durch kennen. Wie allerwärts finden sich auch in Griechenland gute Seelen, welche sich kein Gewissen daraus machen, neben dem Namen jeder Dame auch den ihres angeblichen Cavaliere servente zu nennen. Doch haben diese italienischen Gewohnheiten, obgleich von der Mehrzahl angenommen, auch Widerstand in der atheniensischen Gesellschaft gefunden. Vor einigen Jahren nahm eine hohe Fremde Anstoß an der Lockerheit der Sitten Athens und beschloß, sie zu reformiren. Sie nahm eine strenge

Sonderung unter der hellenischen Welt vor und öffnete ihre Salons nur der gereinigten Gesellschaft. Wenn auch viele junge Herren gegen die neue Ordnung der Dinge rebellirten, und die schönsten Frauen dem neuauferichteten Banner eben nicht mit großer Begeisterung folgten, machte doch die Reformpartei ihre Proselyten, und die feine Welt Athens theilte sich in zwei Parteien. Der neue Salon war der tugendhafteste, der andere der glänzendste und heiterste Athens.

Aber es gibt noch weit ernstere Anlässe zu Spaltungen, als diese kleinen gefelligen Reibungen; es sind dies die politischen Zwistigkeiten. Die Gesellschaft von Athen besteht nicht ausschließlich aus Griechen; die fremden Diplomaten und ihre Familien bilden sogar den Kern derselben. Jeder dieser Diplomaten sucht seinen Einfluß zu dem herrschenden zu machen, jeder hat unter den Griechen seine Anhänger, und es läßt sich nicht erwarten, daß die Häupter dieser Parteien ihre Politik ganz in dem Salon vergessen sollen. Dieselbe Rivalität herrscht unter ihren Anhängern, und so befließt auch in Griechenland das Gift der Politik alle gefelligen Beziehungen. Da ich einmal auf die politischen Parteien Griechenlands gekommen bin, sehe ich mich genöthigt, mich näher darüber zu erklären, damit ich nicht mißverstanden werde. Das Wort Partei ist in Griechenland von weit beschränkterer Bedeutung, als anderwärts, und die Unbekanntschaft mit dieser seiner engern Bedeutung im Ausland hat viel dazu beigetragen, die neuesten Ereignisse in einem falschen Lichte erblicken zu lassen. Allerdings gibt der dreifache Einfluß Russlands, Englands und Frankreichs den politischen Meinungen der Griechen eben so viel von einander abweichende Richtungen, aber dennoch gibt es in Griechenland eigentlich nur eine Partei, und das ist die griechische. Die Griechen wollen vor Allem unabhängig sein; sie haben nur einen Gedanken, einen Wunsch: sich wieder zu einer Nation zu erheben. Sie haben sich nicht von der Tyrannei der Türken befreit, um sich unter ein anderes Joch zu beugen. Sie fühlen sich bloß zu schwach, ihr Ziel allein zu verfolgen, und rechnen auf die Unterstützung einer der drei Schutzmächte, gleichviel welcher; aber, man kann es nicht oft genug wiederholen, sie betrachten diese Mächte bloß als befreundete Nationen. An dem Tage, wo eine derselben aufhören würde, eine Verbündete zu sein, um Pläne selbst-

süchtigen Ehrgetzes zu verfolgen, würde das verrathene Griechenland gegen die neue Tyrannei wie Ein Mann aufstehen. Dies ist die allgemeine Meinung der Griechen. Die wenigen Griechen, welche, ihr eigenes Vaterland verrathend, dem Interesse Rußlands und Englands dienen, sind weit davon entfernt, eine Partei zu bilden — der Grieche weist verachtend mit den Fingern auf sie und verhöhnt sie täglich mit Spottliedern und Caricaturen. Das haben die unbeachtet gelassen, welche in den Ereignissen des 15. Septembers Nichts als das Ergebnis der Umtriebe eines fremden Cabinets sahen und die Griechen als ein Volk darstellten, welches jeden Tag bereit sei, sich in die Arme einer der drei Schutzmächte zu werfen, während sie doch Nichts beabsichtigen, als die Vergrößerung ihrer Freiheit. Die Revolution vom 15. September war eine rein griechische Revolution. Wir wollen nicht läugnen, daß fremder Einfluß das unter der Asche glimmende Feuer geschürt, daß er selbst eine unvermeidliche Katastrophe begünstigt und beschleunigt habe, in der Hoffnung, bei der Umwälzung zu gewinnen, deren Leitung aber unterdeß seiner Hand entschlüpfte und deren Ausschlag sich gegen ihn selbst kehrte. Die nächste Veranlassung des Ausbruchs der Unzufriedenheit mag man im auswärtigen Einfluß suchen, ihre Ursachen aber liegen in dem Gange, den die Politik der griechischen Regierung selbst in den letzten Jahren eingeschlagen hatte.

Ich war schon vierzehn Tage in Athen und hatte den König nie anders, als von Weitem auf der Sonntagspromenade gesehen. Am Abend jedes Sonntags nämlich versammelt sich die Musikbande eines Regiments auf einem freien Plage außerhalb der Stadt und spielt unter freiem Himmel eine Reihe Musikstücke. Dieses wöchentliche Fest ist ein allgemeiner Sammelpunkt für die Bewohner Athens. Obgleich die fränkische Tracht vorherrscht, erblickt man doch mitten unter den schwarzen Filzhüten manchen rothen Fes, und zwischen den dunkeln Röcken der Dandies glänzt hier und dort die bunte Weste eines Palikaren hervor; die Officiere gallopiren auf schönen syrischen Pferden vorüber. Trotz dem kleinen Casquet und dem langen blauen Ueberrocke mit rothem Aufschlage und aufgepolsterter Brust, nach den Vorschriften des bairischen Reglements, haben diese jungen Officiere

doch einen ganz fremdartigen Anstrich. Man braucht nur einen solchen Lieutenant anzusehen, wie er in stolzer und selbstgefälliger Haltung, den Schnurrbart drehend, vorüberreitet, um den eleganten Athener unter der bairischen Uniform zu erkennen. Die Damen kommen in offenen Wagen, einen großen Reichthum an Federhüten und prächtigen Kleidern zur Schau tragend. Etwas später kommt der königliche Wagen, eine Art Phaeton, mit zwei deutschen Pferden, à l'anglais angeeschirrt, bespannt. Der König, welcher selbst fährt, ist griechisch gekleidet; die Königin sitzt in französischer Tracht neben ihm. Von Weitem konnte ich mir nur einen sehr unbestimmten Begriff von den Zügen des Königs und der Schönheit der Königin Amalie machen; aber bald hatte ich Gelegenheit, die beiden Majestäten in bequemer Nähe zu sehen. Die im Piräus anwesende französische Escadre sollte in wenigen Tagen nach Smyrna aufbrechen, als die Königin dem Admiral den Wunsch zu erkennen gab, sein Schiff zu besuchen. Herr de Lasuffe beschloß, einen Ball zu veranstalten, und seine Einladung wurde angenommen.

An einem herrlichen Juniabend waren alle Schiffe des Piräus mit ihren Flaggen geschmückt. Die Boote der Escadre, mit weißgekleideten Ruderern besetzt und von Cadetten befehligt, hielten an dem Quai und brachten die Eingeladenen nach dem Admiralschiff. Die Vorbereitungen zum Feste waren mit großem Geschmack getroffen worden. Die Königin hatte ein französisches Schiff zu sehen gewünscht; man mußte es ihr in seinem schönsten Schmucke — fertig zur Schlacht — zeigen. Alles, was man sah, erinnerte an den Krieg, und man sah nicht die geringste Anstalt zu dem Ball, welcher stattfinden sollte. Ein Theil der Mannschaft stand unter Waffen; die Kanoniere waren um ihre Geschütze versammelt, den Ladestock oder die brennende Lunte in der Hand. Um zu dem Admiral zu gelangen, mußte man durch eine Reihe Matrosen mit wettergebräunten Veteranengesichtern und an einer Gruppe Officiere in voller Uniform vorbeigehen. Die Gesellschaft war versammelt, als ein Kanonenschuß die Ankunft des königlichen Paares verkündete. So wie der König den Fuß in das Boot setzte, flog die griechische Flagge an dem Hauptmast des Inflexible in die Höhe, von hundert und einem Kanonenschuß begrüßt. Die Trommeln wirbelten, die Musik spielte eine kriegerische Fanfare; die übrigen Schiffe antworteten mit allen Batterien; die Matrosen klümm-

ten an den Masten in die Höhe, stellten sich auf den Raan auf und riefen drei gewaltige Hurrahs. Am Fuße der Schiffstreppe wurden die Majestäten von dem Admiral und dem französischen Gesandten empfangen. Als der König Otto, in griechischer Tracht, das Verdeck unter Trommelwirbel betrat, schien er etwas befangen; die Königin schritt lächelnd und grazios grüßend an seiner Seite, gefolgt von ihren Hofdamen, deren einige die schöne griechische Tunika und die rothe Toque trugen, unter der die langen schwarzen Locken hervorwallten. Die Adjutanten des Königs, albanesisch gekleidet, folgten dem hohen Paar in die schönen Zimmer des Admirals, wo sich die schon Borgestellten versammelt hatten. Das Verdeck blieb fast ganz leer; auf den Donner der Kanonen, das Schmettern der Fanfaren folgte ein tiefes Schweigen. Man sah in der Ferne die menschenbedeckten Quais; über den Schiffen lag eine dicke Rauchwolke, die, von einem leichten Winde bewegt, die Farben des Himmels widerspiegelte und durch ihre Oeffnungen die blendende Glut des Sonnenunterganges blicken ließ. — Die Königin blieb kaum fünf Minuten in dem Zimmer des Admirals, und doch hatte sich Alles wie mit einem Zauberschlag verändert, als sie wieder auf das Verdeck trat. Man sah kein Tauwerk, keine Matrosen, keine Kriegsgeschäftschaften, fast kein Schiff mehr. Der Inflexible hatte sich in ein großes Zelt verwandelt, verziert mit Blumenguirlanden und erleuchtet von tausend Kerzen, welche in Bajonettbündeln befestigt waren, deren blanker Stahl den Schimmer der Kerzen widerspiegelte. Am Fuße des großen Mastes war ein Theater aufgerichtet; das Drchester war auf seinem Posten; Stühle warteten auf die Zuschauer. Ein Scenenwechsel in einer Oper ist nie geschwinder von Statten gegangen; der Admiral hat aber auch neunhundert der gewandtesten Maschinisten auf seinem Schiffe. Das Fest begann mit einer der theatralischen Vorstellungen, mit denen die Matrosen sich sonntäglich versuchen, die Langeweile einer langen Seereise zu vertreiben. Ein Vaudeville wurde mit vielem Feuer gespielt; das Costüm der Schauspieler erregte lautes Gelächter. Die Liebhaberin, ein junges blondes Mädchen im weißen Kleide und gelben Handschuhen, wurde von einem Bootsmann gespielt, der auf eine sehr ergötzliche Art bei den etwas verben Complimenten erröthete, mit denen ihm der Liebhaber, ein zum Dandy gewordener Steueremann, zusetzte.

Nach dem Schauspiel, welches mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, wurden die Officiere den Majestäten vorgestellt, und der französische Gesandte bot auch mir die Ehre an. Während ich nach bester Möglichkeit die Fragen beantwortete, die der junge Monarch an mich richtete, hatte ich Gelegenheit, ihn genau zu betrachten. Der König Otto ist achundzwanzig Jahre alt; er ist brünett und gut gewachsen, aber seine Züge haben wenig Angenehmes. Das Gesicht ist breit und hat wenig Ausdruck, die Lippen sind dick, die Haare kraus und der Schnurrbart dürrig. Seine Bewegungen verathen eine beständige Verlegenheit, und man leidet mit ihm, wenn man ihn so befangen sieht. Er trug eine griechische Jacke von himmelblauem Tuch, mit Silber gestickt, und einen rothen Fes mit blauer Quaste. Eine weiße Fustanelle, blaue Beinkleider und rothe Babuschen vollendeten die elegante Tracht. Die Königin spricht das Französische sehr fließend. Sie frug mich, wie mir Athen gefalle, und als ich eine unschuldige Lüge hervorstotterte, unterbrach sie mich mit der Aeußerung, daß sie wohl wisse, wie unangenehm der erste Eindruck überrasche. Der Name Athen erweckt zu glänzende Vorstellungen in der Phantasie, als daß sich nicht jeder, und vorzüglich ein Franzose, sagte sie lächelnd, beim ersten Anblicke getäuscht fühlen müsse; aber die Stadt vergrößert sich täglich, und wenn Sie in einigen Jahren wieder hierher kommen, werden Sie sie viel schöner finden. Die Königin ist sehr lebenswürdig; sie ist ungefähr vierundzwanzig Jahre alt, hoch und schön gewachsen, und hat sehr geistreiche, lebendige Züge. Fügt man noch hinzu, einen sehr weißen Teint, schöne braune Haare, vortreffliche Zähne und sehr hübsche Füße, so ist das gewiß mehr, als nöthig ist, um aus einer reizenden Frau eine bezaubernd schöne Königin zu machen. Jedermann ist entzückt, diese schönen Augen, diesen lächelnden Mund, diesen schwebenden Gang bei einer jungen Königin eines Volkes zu sehen, welches das schönste unter allen Völkern der Erde war. Die Königin Amalie ist auch eine Frau voll Geist. Sie übt einen großen Einfluß auf den König aus und man weiß, wie sehr man es ihr zu verdanken hat, daß der hartnäckige Charakter des Königs dem Drange der neuesten Ereignisse nachgab.

Es wurde mit Leidenschaft bis fünf Uhr Morgens getanzt. Wenn man sich von dem Geräusch des Festes zurückzog, konnte man

im Vordertheil des Schiffes ein ganz anderes Schauspiel genießen. Die von dem Kerzenlicht geblendeten Augen fanden eine wohlthtuende Ruhe in dem Anblick der mondhellen Nacht. Im Hafen schlief Alles; der unbewegliche Rumpf und das zierliche Tauwerk der Schiffe zeichneten sich schwarz auf dem gestirnten Himmel ab. Die Luft war ruhig, man hörte Nichts als das Plätschern der Wogen und das ferne Geräusch des Festes. Dieselben Walzer hatte mein Ohr in Frankreich gehört, und die Töne trugen meine Gedanken nach dem Vaterland hinüber. Dieser Hafen war der Piräus! Diese Sterne dort oben hatten einst den Glanz Athens erblickt, und in einer ähnlichen Nacht die siegreiche Flotte von Salamis demselben Strande zugeführt.

B. B.